

und Leben. Man sei nun endlich dieser griechisch-römischen Dramen übersatt, die keine Verbindung zur lebenden Welt haben.

„Le Monde“ findet, Vermorel habe ein Werk von Substanz geschaffen, das an Shakespeare heranreiche. Der Kritiker der „Humanité“ gesteht, er habe das Ende des 4. Aktes nur mit Ungeduld abwarten können.

MUSIK

Mach die Tür auf, Richard

Die Richards protestieren

Ein Schlager muß einschlagen. Er muß seinem Komponisten in möglichst kurzer Zeit, da er (der Schlager!) doch nie lange lebt, recht dicke Tantiemen einbringen.

In dem Geburtsland der meisten Welt-schlager, in Amerika, werden allwöchentlich die Fieberkurven der Schlagererfolge wissenschaftlich aufgezeichnet. Mit dieser Kurve macht man im Radio Reklame. Die Lucky Strike Zigaretten senden jede Woche ihre „Hit-Parade“ mit den 10 beliebtesten Schlagern. Die Beliebtheit (der Schlager!) ist statistisch erfaßt.

Seit einigen Wochen ist ein lustiger Fox regelmäßig unter den ersten drei zu finden: „Open the door, Richard“, komponiert von dem Negerkapellmeister Jack McVea. Von allen Kapellen auf Schlagerplatten gespielt, wird er in fast jeder Radio-Sendung gespielt.

„Mach die Tür auf, Richard, und laß mich rein“ ist zum Schlagerlied und Schlagerwort geworden. Jeder Richard muß sich darauf gefaßt machen, mit erbitterter Witzlosigkeit derart angeredet zu werden. Sicherlich auch mancher, der gar nicht Richard heißt.

Ueberhaupt hat es den Anschein, daß wieder einmal ein Schlager sich anschickt, der Welt auf die Nerven zu gehen. Der Verleger läßt sich bereits von Firmen, die den Text als Reklameschlagzeile benutzen, Tantiemen bezahlen. 500 Dollar für jeden Benutzer, wie das Fachblatt „Variety“ mitteilt.

Inzwischen haben sich die verschiedenen Richards zusammengeschlossen, um eine Kampagne gegen die schlechten Scherze, die man mit ihrem ehrenwerten Namen macht, zu starten. Jedem Vortragenden dieses Schlagers ist es nämlich überlassen, eigene Situationen zu erfinden, warum Richard nicht die Tür aufmacht.

Mittlerweile beginnen die Richards in England und Holland, ja auch schon in Frankreich, die Auswirkungen des amerikanischen Erfolges zu spüren. McVea, der mit einem Schlage durch seinen Schlager aus der obskuren Nachtklubwelt von Haarlem in die erste Reihe der Tanzkapellen gerückt ist, muß seinen Richard bereits vor Nachahmern schützen.

Alte Hasen aus der Tin Pan Alley, der New Yorker Musikverleger-Straße, erinnern sich an einen 35 Jahre alten Song, der ebenfalls von einer geschlossenen Tür handelte, damals aber im Zusammenhang mit einer gewissen Hanna. Es war die elegische Phantasie eines Mannes, der sang, was er machen wird, wenn Hanna die Tür nicht aufmacht.

Leute, die sich auskennen, behaupten, Hannas Tür halte keinen Vergleich mit Richards Tür aus. Das unübertreffliche viermalige Geklopfe des Schlagzeugers klinge viel überzeugender.

„DER SPIEGEL“, Sonnabend, 26. April 1947

RUNDFUNK

Station Nordpol ohne Geräusche

Kunst des Weglassens im Hörspiel

Hörspiel — das müsse keineswegs der große Aufwand an Apparat sein, wie man ihn bisher so oft zu Gehör bekommen habe, sagte Kurt Naue, der Leiter der Hörspielabteilung des Berliner Rundfunks, als er auf einer Pressekonferenz auf das Thema Hörspiel zu sprechen kam. Kurt Naue äußerte eine durchaus gegenteilige Ansicht.

Er beschwor die Autoren, das Gewicht auf das Wort zu legen, auf das, was man „Magie des Wortes“ nennt. Wie er sich das denkt, zeigte Kurt Naue jetzt in seinem eigenen Hörspiel „Station Nordpol“, dessen Ursendung der Berliner Rundfunk brachte.

Es ist nach Tagebuch-Aufzeichnungen Iwan Papanins, des mit dem Ehrentitel eines „Helden der Sowjet-Union“ ausgezeichneten russischen Polarforschers, zusammengestellt.

1937 startete Iwan Papanins Expedition mit Flugzeugen in Richtung Nordpol. Auf

nacht, verirrte Kameraden, die wir wiederfinden mußten, ein Flieger, den wir mit Wettermeldungen zu versorgen hatten, und der uns plötzlich keine Funkzeichen mehr gab, das Bergen unserer Geräte vor Sturm und Eisrissen — und Arbeit, Arbeit, Arbeit.“

Jedesmal, wenn der Reporter eine Frage gestellt hat, wird ein Abschnitt aus dem Expeditionsleben der Männer heraufbeschworen, allein mit dem gesprochenen Wort. Der Regisseur Hannes Küpper verzichtete, getreu der Auffassung Naues, auf sinnfällige Geräuscheffekte.

Wenn die Eisschollen brechen und die Eismassen sich aneinander pressen, begleiten ein paar kurze Takte der sehr suggestiven Musik, die Boris Blacher schrieb, die Augenblicke der Spannung und Gefahr. Die Wirkung wird aus dem Kontrast der menschlichen Stimmen geholt: die exaltierte Stimme des Reporters steht gegen die männlich-festen der Forscher.

Die Geräuschkulisse schmilzt auf ein Mindestmaß zusammen. Die Kunst des Weglassens ist hier in einem Hörspiel angewandt, dessen Dramatik nicht im Ereignis liegt, sondern darin, daß der Mensch vor der Wucht der Natur besteht.



Aus dem Tagebuch, das Iwan Papanin (hier mit Wissjoli) schrieb, wurde ein Hörspiel

einem Treibeisblock richtete sie ihre Forschungsstation ein. Heftige Stürme trieben den Eisblock übers Meer und in große Gefahr.

Nur der Rundfunk verband Papanin und seine Begleiter mit der übrigen Welt. Radio Moskau und Leningrad veranstalteten eigens für diese Männer in Eis und Einsamkeit Musiksendungen. Sie sendeten ihnen die Stimmen ihrer Frauen in den hohen Norden.

Nahezu neun Monate trieben die Forscher und ihr Hund Wisjoli, d. i. „der Lustige“, durch das Eismeer zwischen Nordpolarbecken und Grönland. Dann gelang es zwei der ausgesandten Eisbrecher, sie zu bergen.

Aus dem knappen Tagebuchbericht Papanins hat Kurt Naue ein dramatisches Interview gemacht. Er läßt einen amerikanischen Reporter auftreten, der von den Heimkehrern Sensationsberichte zu hören wünscht.

„Wir erlebten keine Sensation“, erklärt der Polarforscher sachlich und nüchtern, „nur Kampf mit den Elementen. Polar-

FILM

Die Männer, mit denen sie tanzte

Ein Film mit den Augen gedreht

Vielleicht können die Franzosen so gute Filme machen, weil sie gute Maler sind. Auch der Film des französischen Filmregisseurs Julien Duvivier „Carnet de Bal“, der unter dem deutschen Titel „Spiel der Erinnerung“ jetzt zum ersten Male in Hamburg läuft, ist vom Optischen her gesehen. Duvivier dreht mit den Augen — und darauf kommt es an.

Einer noch jugendlichen Frau (Marie Bell) fällt nach dem Tode ihres Mannes eine Balkkarte in die Hand. Die Karte ihres ersten Balles. Damals war sie 16. In der Erinnerung sieht sie sich als junges Ding.

Nach einem melancholischen Walzer schweben die Paare — traumhaft mit der Zeitlupe fotografiert — durch einen feenhaften Phantasiesaal. Die flüchtig hingekritzelt Namen auf der Balkkarte wer-



Eine Frau reist in die Vergangenheit: Marie Bell in „Carnet du Bal“, mit P. R. Willm

den wieder lebendig. Die Frau kommt auf den Einfall, die Spur der Männer zu suchen, die ihr einmal in jugendlichem Ueberschwang ewige Liebe geschworen haben.

Dieses Spiel der Vergangenheit und der Erinnerung wird bei Duvivier in einer Mischung von derber Realistik, sehr gallischem Humor und schwermütiger Resignation ein hinreißender Film. Eine Erinnerungsgestalt nach der anderen präsentiert sich der Frau in ihrer meist enttäuschenden Wandlung.

Der erste ist gleich gestorben. Seine Mutter (Françoise Rosay) ist über seinen Tod wahnsinnig geworden. Den anderen hat die unglückliche Liebe zur Flucht ins Kloster getrieben. Der Dritte versackte als Rechtsanwalt und wurde Gangsterchef und Inhaber eines trüben Nachtlokals.

Der Vierte ist Bergführer geworden und kann sich nicht aus dieser Welt lösen. Der Fünfte hat seine Ministerträume vergessen und heiratet als braver Kleinstadtbürgermeister seine Haushälterin. Der Sechste ist als Arzt in den Tropen heruntergekommen und erschießt die Freundin, mit der er sein elendes Leben teilt. Der Siebente ist Friseur und Familienvater geworden in der Stadt des ersten Balles.

Wie damals tanzen in dem Ballsaal die jungen Menschen und träumen von Glück und Erfolg. Für die Frau aber versinkt der Zauber der Erinnerung angesichts des ernüchternden Saals. Der Feensaal ihrer Träume ist ein Kleinstadt-Schwoof. Enttäuscht kehrt sie zurück.

Einer ist noch auf der Karte geblieben. Er ist tot. Den Sohn, der die Züge des Vaters trägt, nimmt sie zu sich. Ihr Leben hat ein Ziel bekommen.

Harry Baur, Pierre Blanchar, Fernandel, Raimu sind als die Menschen, denen die Frau wieder begegnet, erschütternd lebensecht. Am deutlichsten werden die künstlerischen Absichten der Regie Duviviers in der Arzt-Szene. Das schmierige Ordinationszimmer des Marseiller Hafenarztes wird als äußeres Sinnbild des moralischen Abgleitens schräg fotografiert. Alle paar Augenblicke kreischt vor dem Fenster ein riesiger Kran vorbei als Nervensäge dieses verpfuschten Lebens.

Das Publikum merkt nicht gleich, worum es geht. Das macht die gute Erziehung zu filmischer Primitivität.

Unmöglich, sagten die Fachleute

Aber Mc Alpine schaffte es

Die Kritik konstatiert einen Film, über den sich auch vom Stofflichen her ernsthaft reden läßt. Es gibt keine spitzfindigen oder womöglich abnormen psychologischen Konstruktionen. Die Wirklichkeit spielt die eigentliche Rolle. Es handelt sich um den Film „Das große Treiben“, der im englischen Original „The Overlanders“ heißt und jetzt in Berlin seine deutsche Erstaufführung hatte.

Der Film spielt in Australien. Zum erstenmal tritt der fünfte Kontinent in einem großen Spielfilm auf. Es ist das Jahr 1942. Die Invasion der Japaner in Nordaustralien scheint unmittelbar bevorzustehen. Nur eine Abwehr ist möglich: die Taktik des Ausweichens in die dürre Weite des Landes.

Dan McAlpine, Boß einer Viehtreiberkolonne, der soeben mit 1000 Rindern an der Nordwestküste eingetroffen ist, weigert sich, die Tiere zu erschließen, die sonst den Japanern in die Hände fallen könnten. Er will die Herde über Land treiben, bis in den Süden, über eine Strecke von mehr als 3000 Kilometern.



Weit und breit kein weißer Mann — in der Hauptrolle Australien und die Wirklichkeit

Die Fachleute, andere Viehtreiber, sind sofort mit ihrem „Unmöglich“ bei der Hand. Eine Strecke von London bis Moskau durch einen der ödesten Landstriche der Welt, dazu braucht man drei Jahre, sagen sie. Man wird in der Wüste elend umkommen, zumal Dürre droht. Und was Fachleute so sagen.

McAlpine tut sich mit den Parsons zusammen, einem Ehepaar, das zwei Töchter hat. Frau Parsons hat etwas gegen Abenteuer des Herzens, soweit ihre Töchter in Frage kommen. Sie erklärt ihre Aelteste kurzerhand für verlobt, eine lügnerische Maßnahme, die geringen Erfolg hat.

Noch ein paar Leute werden für den Treck gewonnen: ein dicker Gelegenheitsarbeiter, der kein größeres Vergnügen kennt, als Biertrinken, ein Seemann, der, zweimal torpediert, die See verabscheut und es nun auf dem Lande probieren möchte. Dann beginnt das große Treiben.

Zuerst geht alles ganz gut. Dann kommen schwierige Flußübergänge mit Krokodilen, es gibt Futter- und Wasserman-



Chips Rafferty war nicht immer Schauspieler und fing als Komiker an

gel, einen gefährlichen Paßübergang. Dann fressen die Pferde Gift und müssen durch neu eingefangene Wildpferde ersetzt werden. Es gibt Streit, und schließlich droht die Gefahr, daß die durstige Herde sich blindlings in einen Sumpf stürzt, der sie verschlingen würde.

Nun, es wird endlich, nach Monaten, geschafft. Die kostbare Herde ist, mit ganz geringen Verlusten, in Sicherheit, und Mary Parsons und „Sindbad, der Seefahrer“ sind ein Paar geworden. Mit Mut, Ausdauer, Geduld, Scharfsinn und Humor sind alle Gefahren glücklich bestanden.

Der Regisseur des Films ist Harry Watt, ein Mann von 40 Jahren, der schon einige nicht immer alltägliche Berufe hinter sich hatte, als er vor zwölf Jahren sein Herz und sein Talent für den Film entdeckte. Er wurde als Drehbuchautor und Regisseur von Dokumentarfilmen bekannt.

Auch das Drehbuch des „großen Treibens“ schrieb Watt. Er stieß auf die Tatsachen, auf die der Film zurückgreift, im Laufe eines Gesprächs im australischen Ernährungsministerium. Den Darsteller des McAlpine fand er in Chips Rafferty, einem dreißigjährigen Schauspieler, der nicht von Anfang an Schauspieler gewesen war und nun seine erste ernste Rolle spielte, nachdem er sich seinen Ruf als Komiker erworben hatte.

Daphne Campbell, frisch, sportlich, blond, die Darstellerin der Mary, war Krankenschwester in einem Militärhospital, als man sie für das „große Treiben“ entdeckte. Sie hat inzwischen einen Piloten geheiratet, den sie während der Aufnahmen kennenlernte, und will vorerst weniger filmen als ihr Pilotenexamen machen. Ihr Mann beabsichtigt, eine Luftlinie in Nordaustralien einzurichten, und sie will ihm dabei helfen.

Die Aufnahmen „im toten Herzen Australiens“, wo noch nie eine Filmkamera aufgestellt worden war, 60 Meilen vom nächsten weißen Mann entfernt, gingen unter abenteuerlichen Umständen vor sich. Es gab phantastische Schwierigkeiten und Zwischenfälle zu überwinden. Aber die Riesenaufgabe wurde bewältigt. Mit hochgekrempelten Ärmeln, sagt Harry Watt.